

Worüber denken Sie gerade nach,
Corine Pelluchon?

Seitdem ich vor Jahren als Philosophin in einem Krankenhaus mit Schwerkranken und Sterbenden gearbeitet habe, beschäftigt mich das Denken von Emmanuel Lévinas. Er weckt den **Sinn für den verwundbaren Menschen**. Er hat mein eigenes Denken auf den Weg gebracht, und heute möchte ich ihn im politisch aufgewühlten Frankreich der Gegenwart neu ins Gespräch bringen.

Dieser Philosoph, der im litauischen Judentum und mit der russischen Literatur groß wurde, dessen Familie von den Nazis ermordet wurde und der selbst fünf Jahre in deutscher Kriegsgefangenschaft verbracht hat, hat über **Alterität** nachgedacht: über **die Andersartigkeit und den anderen Menschen, der uns herausfordert**. Der Andere ist in den Augen von Lévinas nicht einfach ein Exemplar der Gattung Mensch, sondern er hat ein Antlitz, unverwechselbar. Erst in der Begegnung mit dem Anderen entsteht das Bewusstsein unserer selbst und unserer Freiheit.

Lévinas selbst denkt aus einer tiefen Unruhe heraus, denn es geht ihm – im Unterschied zu dem Religionsphilosophen Martin Buber – nicht darum, dass wir in schöner Symmetrie im Dialog mit einem Du, einem geschätzten Gegenüber stehen, für das wir uns öffnen. Sondern es geht ihm vielmehr darum, wie wir dem Anderen begegnen, der stört, weil er bedürftig ist: **»Den Anderen anerkennen heißt einen Hunger anerkennen«**, schreibt er in seinem Hauptwerk *Totalität und Unendlichkeit* von 1961, dem großen philosophischen Widerspruch gegen das Werk Martin Heideggers. Und dann: **»Den Anderen anerkennen heißt geben.«**

Für Lévinas war der Krieg der entscheidende Grund, so zu denken. Ich möchte diese Gedanken weiterführen: Für uns Heutige sind es die Erosion des Politischen in den Demokratien und die ökologische Gefahr, die Gewalt gegenüber dem nichtmenschlichen Leben, die uns vor die Frage stellen, wer sich um wen kümmert, **wie wir uns für den Anderen öffnen, wer sich um das Lebendige sorgt** und die Bedürftigkeit anerkennt, wenn die politischen Institutionen dazu nicht in der Lage sind oder sich verschließen. Lévinas zu lesen kann uns heute darin bestärken, der politischen Krise tapfer zu begegnen. Er hat in seiner Schrift *Namenlos* das Bild einer Hütte geprägt, der unser Bewusstsein ähnlich ist: einer »nach allen Winden offenen Laubhütte«, in der die Menschlichkeit Obdach findet, wenn sich vertraute Werteordnungen als hinfällig erweisen.

Lévinas hat selbst nie über Medizin oder Krankheit geschrieben, doch er spricht von einer **Verantwortlichkeit für die Mängel und den Mangel anderer**, auch wenn wir ohne Schuld an ihnen sind. Er nennt es eine Schuldigkeit ohne Schuld. Sie zeigt sich nicht als Pflicht, sie existiert jenseits des Verpflichtenden. Wir Menschen, so legt Lévinas nahe, sind dafür verantwortlich, dass überhaupt Verantwortung übernommen wird, weil die Mitmenschlichkeit

aller Existenz zugrunde liegt und also aller Freiheit des Subjekts vorausgeht. In diesem Sinne geht das Recht des anderen immer dem eigenen Recht voraus. Die Freiheit, meint Emmanuel Lévinas, existiere zuallererst als Verantwortung für den anderen. Ein Mensch zu sein heiße, zu wissen, dass die Freiheit in diesem Sinne immer in Gefahr ist.

Mit Lévinas, aber auch über ihn hinaus denke ich deshalb über die ethische Notwendigkeit nach, die Andersartigkeit neu zu entdecken und wertzuschätzen. Ich meine wie er, **dass die Erfahrung der eigenen Verwundbarkeit für die Wertschätzung des anderen bestimmend ist**: Sie ist die einzige Gelegenheit, die wir haben, das Leiden anderer zu verstehen und uns für sie verantwortlich zu wissen. Das gilt, meine ich, auf neue Weise in der Krise der Demokratie: Weil die demokratischen Gesellschaften heute um ihre Funktionstüchtigkeit fürchten, ist es umso wichtiger, eine Ethik zu formulieren, die um die Verantwortung von Menschen für Menschen weiß. Lévinas' Gedanke, sich zu öffnen für das Andere, das unser eitles Ich verstört, ist so aktuell, weil unter den Individualisten westlicher Gesellschaften, die in ihrer Verlassenheit angestrengt um Aufmerksamkeit und Sichtbarkeit kämpfen, heute die Angst vor der eigenen Verwundbarkeit beunruhigend stark ausgeprägt ist. Ich meine, dass wir in der ungewissen Welt der Gegenwart **unsere eigene Schutzlosigkeit auf bedrohliche Weise spüren** und unsere Sterblichkeit fürchten.

Und ich denke, darüber hinaus: **Erst der Sinn für die eigene Sterblichkeit öffnet uns für die gemeinsame Welt**, und zwar auch jenseits des Menschen. Denn diese Sterblichkeit verbindet uns mit allen Lebewesen. Sie könnte uns für deren Sensibilität öffnen. Und damit auch für die eigene: Heute käme es darauf an, den Sinn für die Alterität im eigenen Inneren zu entwickeln, für die Zerbrechlichkeit des Lebendigen, die man allzu oft leugnet oder doch zu kontrollieren versucht. Im Körper begegnet sie uns als Schmerz und Erschöpfung, als Verwundung, als Pflegebedürftigkeit.

Die europäische Philosophie, in deren Zentrum die menschliche Autonomie durch Vernunft steht, macht gegenwärtig einem Denken der Verwundbarkeit Platz. Statt des stolzen Subjekts, das die Welt autonom gestalten konnte, rückt nun das verwundbare, leidende Individuum ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Und während in politischen Bewegungen auf der Rechten die Abweisung des Anderen, des störenden Fremden und die aggressive identitäre Besinnung aufs Eigene zunehmen, gewinnt im philosophischen Denken die **Entdeckung des kreatürlichen Menschen mit seiner Bedürftigkeit** an Raum. Die europäische Zivilisation spürt, dass sie sich durch eine Politik der Abschottung selbst gefährdet, weil mit der Angst vor dem verstörenden Fremden auch die Empfindungsfähigkeit, das Mitleid, die Offenheit für das Unbekannte in Gefahr sind. Wenn wir aber Lévinas lesen, stärken wir den Sinn für die Bedürftigkeit des Lebendigen.

Aufgezeichnet von Elisabeth von Thadden



Corine Pelluchon, 51, Philosophin in Paris, hat gerade ein Buch über Emmanuel Lévinas fertiggestellt. Jetzt arbeitet sie an einem neuen Buch über die Aufklärung und die ökologische Krise. Zuletzt erschien von ihr auf Deutsch »Ethik der Wertschätzung«

Ist die Frage nach



Die vollständige Öffnung, der immer eine Weiblichkeit zugrunde liegt: Motiv aus dem Fototagebuch von Minami Smith, August 2017

ANZEIGE

DER KOLONIALISMUS UND SEINE NACHWIRKUNGEN

DIE DEUTSCHEN KOLONIEN

ZEIT GESCHICHTE beschreibt den Aufstieg des deutschen Kolonialimperiums, das um 1900 das drittgrößte der Welt war, und seine Folgen. Denn das Erbe des Kolonialismus lastet noch immer auf den ehemaligen Kolonien – und es beschäftigt uns bis heute.

Hier testen: www.zeit.de/zg-gratis

ZEIT Geschichte

der Frau noch wichtig?

Ein Gespräch mit der Pariser Philosophin und Schriftstellerin Hélène Cixous

DIE ZEIT: Haben Sie heute schon geschrieben?
Hélène Cixous: Ich habe gestern Nacht und heute Morgen geschrieben. Heute Morgen waren es nur Notizen. Schreiben ist etwas, das passiert. Und wenn es passiert, ist es immer perfekt. Nicht im Sinne von perfektem Text, aber das Schreiben ist etwas absolut Sinnliches, das auf mich zukommt, das zu mir kommt, wie ein Brief von der Welt. Es gibt auch Tage, an denen ich nicht schreibe, an denen es keine Begegnung gibt, nichts Besonderes geschieht.

ZEIT: Sie haben jahrzehntelang zur *écriture féminine*, der Theorie und Praxis des weiblichen Schreibens, geforscht, Sie haben das Fach *Études féminines* in Vincennes gegründet und mit jungen Schriftstellerinnen gearbeitet. Haben Sie den Eindruck, dass Ihre Arbeit zu einem breiten Verständnis in der Frage nach dem weiblichen Schreiben geführt hat?

Cixous: Nein. Überhaupt nicht. Erst einmal: Ich interessiere mich nicht für »weibliches Schreiben« per se. In Bezug auf meine Arbeit muss man von einer feministischen Position sprechen. In den Siebzigern, als ich anfing, eine Schriftstellerin zu werden, war die Landschaft des Schreibens eine vollkommene Wüste. Es gab keine Frauen. Keine Schriftstellerinnen. Und damals dachte ich: Diese Situation ist tödlich für Frauen. Ich als Frau konnte mir nicht vorstellen, Schriftstellerin zu sein. Für diese Zeit bedeutete es, dass man die Dinge mit dem Vorschlaghammer formulieren musste. Mittlerweile hat sich viel verändert. In Frankreich ist fast die Hälfte der Neuveröffentlichungen von Frauen.

ZEIT: In den letzten Jahren wurden eine ganze Reihe von feministischen Schriftstellerinnen international gefeiert, Virginie Despentes, Zadie Smith oder Chris Kraus. Finden Sie bei diesen Autorinnen etwas von dem, was Sie damals »weibliches Schreiben« nannten?

Cixous: Natürlich ist es wichtig, dass Frauen schreiben. Aber, und das ist etwas, das ich schon im *Lachen der Medusa* schrieb, jede große Literatur hat Merkmale dieser Weiblichkeit, egal ob sie von einer Frau oder einem Mann oder von Gott untergeschrieben ist. Das ist das Geheimnis des Schreibens. Meine persönliche Bibliothek ist voller lebender Toter, sie schreiben alle, sie erschaffen alle Figuren, die so kraftvoll menschlich sind. Sehen Sie sich zum Beispiel Dostojewski an: Im echten Leben war er ein Mann mit allen Schwächen des Mannes, der vollkommen von seiner Frau abhängig war, die sein Überleben gesichert hat. In seinem Schreiben wird dieser Mann Nastassja Filipowna – eine Frau unter Frauen, mit all dem Begehren und der Verzweiflung echter Frauen. Das ist das Wunder des Schreibens. Aber es gibt nur wenige Schreibende, die dieses Menschliche schaffen können, die diese vollständige Öffnung vollziehen können, der immer eine Weiblichkeit zugrunde liegt.

ZEIT: Haben Sie das Gefühl, dass diese »Weiblichkeit«, die Sie gesucht haben, heute, wo so viele Frauen schreiben, stärker geworden ist?

Cixous: Die Stimmen von Frauen werden gehört. Das bedeutet allerdings nicht, dass sie Macht haben. Die politische Situation ist noch immer die gleiche. Die Macht liegt immer noch bei dem

Phallokraten. Und die Frauen sind noch immer keine Phallokraten geworden. Obwohl sie vielleicht davon träumen, aber das ist etwas anderes. Politisch und sozial hat sich dieses Verhältnis nicht verändert. Ich kenne großartige Malerinnen, die von der Kunstszene ausgeschlossen wurden. In der Kunst ist es noch schlimmer als in der Literatur. In Frankreich wie in Deutschland sind Frauen willkommen in der Publizistik. Das bedeutet aber nicht, dass sie große Schriftstellerinnen sind.

ZEIT: Es gibt zumindest hier in Deutschland viele populäre feministische Positionen, wie die von Margarete Stokowski oder Sophie Passmann, international wären da noch Jessa Crispin oder Kate Manne, die sich gut verkaufen.

Cixous: Ich lese all diese Bücher nicht, ich habe keine Zeit dafür. Feminismus als Genre interessiert mich nicht. Das Schreiben, das mich interessiert, geht über die Genres hinaus.

ZEIT: Haben Sie unter zeitgenössischen Schriftstellerinnen Werke gefunden, die sie ebenso berührt oder bewegt haben wie das Werk von Clarice Lispector, das Sie verehren?

Cixous: Nein, noch nicht. Das bedeutet aber nicht, dass es nicht noch passieren wird. In den letzten Jahren, wenn mich eine Arbeit – und es ist immer die ganze Arbeit, nicht ein einzelnes Buch – aufgewühlt hat, waren es leider immer Werke von Männern. Der portugiesische Schriftsteller António Lobo Antunes war eine Offenbarung für mich. Er ist mir nicht so nahe wie Clarice. Antunes ist ein Psychiater, und seine Welt ist nicht meine Welt. Es ist eine Welt voller Gewalt und Sex, aber sein Schreiben ist absolut herausragend. Dann gibt es noch den schwedischen Schriftsteller Torngny Lindgren. Als ich in Schweden war, sagte ich: »Ich lese Lindgren«, da fragten mich die Leute verblüfft: »Was, Astrid Lindgren?«, und ich sagte: »Nein, nein, den anderen Lindgren!« Und ich habe vor Kurzem Peter Weiss' *Ästhetik des Widerstands* gelesen. Ich mag nicht alles, was er schreibt, aber dieses Buch ist wirklich ein Meisterwerk, der Gipfel des Schreibens.

ZEIT: In Ihren Texten beschreiben Sie vor allem Ihre eigenen Widerstände auf dem Weg zum Schreiben, die Sprache, die Ortlosigkeit, das Jüdischsein, das Geschlecht. Denken Sie, dass Widerstand notwendig ist, um zu schreiben?

Cixous: Ja, absolut. Sie können dem nicht entkommen, denn da ist immer ein Widerstand. Dein eigener Widerstand vor allem. Und der der Umgebung. Da ist immer ein Aspekt des *resisting resistance* – »dem Widerstand widerstehen«. Du musst das tun. Normalerweise sage ich mir: »Du musst das Unmögliche schreiben. Was du nicht schreiben kannst, gerade das musst du schreiben.«

ZEIT: Ist die Frage nach der Frau heute noch so wichtig wie vor 30 Jahren?

Cixous: Ich sollte Ihnen diese Frage stellen. Was denken Sie?

ZEIT: Ich denke Ja.

Cixous: Wissen Sie, ich denke, es ist etwas sehr Persönliches, sehr Individuelles. In den Siebzigern hatten Frauen alle möglichen Probleme in ihrem Liebesleben, weil sie sich öffentlich zum Feminismus bekannten. Du wusstest nicht, wen du lieben würdest und wer du warst. Damals dachte ich, dass

einer ganzen Generation, für zehn Jahre oder mehr, die Liebe abhandeln kam. Es gab so viele Widerstände von überall. Heute werden wir mit der Frage nach dem »Transgender« konfrontiert. In den Siebzigern oder Achtzigern stellte sich diese Frage noch nicht. Heute treffe ich viele Frauen in ihren Dreißigern, die die Grenzen des Geschlechts überschreiten. Es interessiert mich sehr, ohne dass ich wüsste, wohin es führen wird. Es hat immer damit zu tun, für Frauen, denke ich, viel mehr als für Männer, sich zu »entdefinieren«. Der Definition Widerstand zu leisten und eine neue Formel zu erfinden.

ZEIT: Welche Rolle spielt diese Entwicklung für das Schreiben?

Cixous: Es kommt natürlich darauf an, wer schreibt. Es gibt Leute, die schreiben immer das Gleiche, auf die gleiche klassische Art, die sich seit 200 Jahren nicht verändert hat. Wenn du ein lebendes und suchendes Schreiben hast, dann verändert es sich, findet neue Formen.

ZEIT: Virginia Woolf forderte in *Ein Zimmer für sich allein* eine Androgynität des Schreibens, in dem die Differenz zwischen weiblichem und männlichem Erzählen zunehmend aufgehoben werden soll. Sie haben seit den Siebzigern jedoch immer darauf beharrt, die kulturell gewachsene Differenz zwischen den Geschlechtern anzuerkennen und aus ihr heraus zu denken.

Cixous: Mein Verhältnis zu Virginia Woolf, die eine große Schriftstellerin ist, besteht aus Angst und einer großen Verbundenheit gleichermaßen. Leider war sie, und natürlich ist das durch ihre eigene feministische Geschichte bedingt, so bedroht und angezogen vom Todestrieb, dass ich immer darauf verzichtet habe, ihre Texte mit meinen Studierenden zu teilen. Ganz einfach, weil ich das nicht kultivieren will. Bei Woolf und auch bei Duras ist der einzelne Satz selbst immer von großer Schönheit. Doch die Haltung, die Mitteilung bleibt eben die passiver weiblicher Figuren, die von der Gesellschaft zerstört werden. Es gibt Bücher von Virginia Woolf, die ich sehr bewundere. *Flush* zum Beispiel, oder *Orlando*. Es gibt nichts Vergleichbares zu *Orlando*. Es gibt aber auch Bücher von ihr, die ich nicht mag. *Die Wellen* zum Beispiel, dieser Text ist so fokussiert auf eine phallische Figur. Es sind nicht die Bücher, die sehr berühmt geworden sind, die ich mag, eher die, die ihrem eigenen Todestrieb auf eine Art entkommen sind.

ZEIT: Feminismus und Kampf werden oft in einem Atemzug genannt. Würden Sie Ihre eigene Arbeit als einen Kampf beschreiben?

Cixous: Natürlich ist es ein Kampf. Aber es ist kein Kampf im klassisch männlichen Sinne. Kein Kampf mit Waffen. Es ist mehr eine Art Ringen mit negativen Kräften. Ich denke, ich komme sehr nach meiner Mutter. Sie war Hebamme. Wenn ich ihre Arbeit ansehe, eine Arbeit jenseits der Literatur, die so viele Babys auf die Welt gebracht hat, was eine unglaubliche Kraft erfordert, Kraft und Intelligenz des eigenen und des anderen Körpers, denke ich, dass ich ganz auf ihrer Seite bin.

ZEIT: Ihre emanzipatorische Theorie beruht auf dem Schreiben. Kann man sich nicht auch auf anderen Feldern befreien, im Alltäglichen, in der Performance oder im politischen Handeln?

Cixous: Nein, das denke ich nicht. Wir brauchen das Schreiben. Wir brauchen die Sprache. Wir brauchen Geflüchtete, die schreiben. Ohne Sprache sind wir mittellos. Alles, alle Macht liegt in der Sprache. Im guten Gebrauch der Sprache. Wir müssen sie entwickeln. Ich denke das, obwohl das Buch inzwischen bedroht ist. Ich mache mir aber keine Sorgen um den Ausgang der Sache. Das Schreiben wird überleben, einfach weil es notwendig für das Leben ist. Gerade durchleben wir eine dunkle Periode, aber das Buch wird zurückkommen.

ZEIT: Die Zahl der Menschen, die regelmäßig lesen und schreiben, wird aller Wahrscheinlichkeit nach dennoch weiter sinken.

Cixous: Vielleicht wird alles verschwinden wie die Insekten und Pflanzen. Mit dem Schreiben und der Sprache wird die Menschheit verschwinden. Aber die beiden sind untrennbar miteinander verbunden.

ZEIT: In Ihrem Schreiben spielt die weibliche Körperlichkeit eine große Rolle. Der weibliche Körper steht in der Auseinandersetzung um #MeToo oder Abtreibung gerade wieder besonders in der Debatte ...

Cixous: Ich habe eigentlich gar keine Lust, über #MeToo zu sprechen. Alles an dieser Diskussion ist veraltet. Ich erzähle Ihnen eine Anekdote. Sie hat etwas mit dem weiblichen Körper zu tun. Mit der Schwangerschaft und dem Gebären. Etwas, das in England passiert ist und das ich als Symptom verstanden habe. Es gab diese Auseinandersetzung zwischen Kate Middleton und Meghan Markle: Kate Middleton wird als reaktionär dargestellt, weil sie, nachdem sie ihr Kind zur Welt gebracht hatte, aufstand, lächelte, wunderschön war und ihr Baby im Arm hielt. Nein, hieß es dann, das geht nicht, man müsse das Leiden sichtbar machen, auf dem Schmerz bestehen, eine Geburt, das sei doch Arbeit. Als ich das hörte, dachte ich, die sind verrückt!

ZEIT: Was hat Sie daran geärgert?

Cixous: Diese Haltung ist auf eine widerliche Art und Weise reaktionär. Die Feministinnen haben sich öffentlich auf die Seite von Meghan Markle gestellt, denn natürlich leidet eine Frau und muss sich dann so zeigen, als hätte sie nicht gelitten, und so weiter, doch die wenigsten wissen etwas darüber, wie es ist, ein Kind zur Welt zu bringen, und was es für eine Frau bedeutet, wenn sie danach tatsächlich glücklich ist. Wenn sie nicht glücklich ist, ist das genauso berechtigt und natürlich eine andere Sache, aber es kann auch wunderschön sein, ein Vergnügen, es kann Spaß machen. Aber nein, dieser Ausdruck von Freude wird als reaktionär hingestellt.

ZEIT: Sie denken das Schreiben als Praxis stets aus dem Körper heraus sowie auch den Körper aus dem Schreiben. In Ihrem Roman *Meine Homère ist tot* ... berichten Sie von dem körperlichen Verfall Ihrer Mutter. Ist auch der schreibende Körper einer, der von Schmerz, Krankheit oder Alter beeinträchtigt werden kann?

Cixous: Nein, im Gegenteil. Ich habe ein Buch darüber geschrieben, wie meine Mutter, sagen wir, graduell einen anderen Weg ging. Ich habe ihren langsamen Verfall als eine Erkundung neuer Gegenden erlebt, von denen ich zuvor nichts wusste. Ich bin ihr gefolgt, und jeden Tag ist etwas Neues geschehen. Und ich dachte, das ist das Leben, es ist eine Geografie des Körpers und der Transformation, was das Schicksal aller menschlichen Wesen ist. Man muss da hindurchgehen, und natürlich ist es wahnsinnig wichtig, das mit offenem Geist und Neugier zu tun.

ZEIT: Sie würden also auch die Schwäche, die Angst vor dem eigenen Körper, den Schmerz als etwas Produktives wahrnehmen?

Cixous: Ja, nur wird es normalerweise unterdrückt, wie alles. Aber wieso? Genauso wie in der Geschichte von Kate Middleton die Freude unterdrückt wird, schwanger zu sein, ein Kind zu gebären, unterdrückt man an anderer Stelle den Schmerz.

ZEIT: Gibt es denn noch etwas, das Sie fürchten?

Cixous: Schreiben ist wie leben. Alles, was ich im Leben fürchte, fürchte ich im Schreiben. Ich schreibe, ich lebe, es ist ein Synonym. Ich habe alle möglichen Ängste, aber die habe ich bereits, seit ich ein Kind bin. Meine Ängste handeln immer vom Tod, aber nicht von meinem. Es ist der Tod derjenigen, die ich liebe. Das ist der Tod. Nicht meiner. Meiner macht mir nichts aus. Er ist ein Nicht-Ereignis. Aber der meiner geliebten Menschen, meiner Katzen, der ist furchtbar. Denn das, was man jedes Mal spürt, ist nicht der Tod, es fühlt sich an, als wäre man amputiert worden, als würde man Teile seines Körpers verlieren, Teile seines Herzens. Und das erlebt man öfter, je älter man wird.

ZEIT: Waren Sie jemals in einer Situation, in der Sie kurz davor waren, aufzugeben?

Cixous: Nein. Wissen Sie, man schuldet sich dem Leben, schuldet sich den anderen. Man hat zunehmend weniger Freude. Natürlich. Immer weniger. Obwohl es davon noch immer viel gibt. Nein. Aufgeben ist verboten.

Das Gespräch führte **Anna Gien**



Hélène Cixous

Sie wurde 1937 als Tochter jüdischer Eltern im algerischen Oran geboren und kam 1955 nach Paris. Mit dem Essay »Das Lachen der Medusa« wurde sie zur Impulsgeberin der »écriture féminine«, eines weiblichen Schreibens, das feministische Debatten bis heute beschäftigt. Zuletzt erschien ihr Buch über das Sterben ihrer Mutter »Meine Homère ist tot« im Passagen Verlag.

Die nächsten Seiten **Sinn & Verstand** erscheinen am **12. September** im Feuilleton

ANZEIGE

RT

2018

2019

2020

EVOLUTION
GYÖRGY LIGETI
KORNÉL MUNDRUCZÓ
STEVEN SLOANE
BOCHUMER
SYMPHONIKER
STAATSSCHOR LATVIJA
PROTON THEATER
ab 05. Sept
Jahrhunderthalle Bochum
ruhr3.com/evolution

KIND OF
OFIRA HENIG
ab 12. Sept
PACT Zollverein, Essen
ruhr3.com/kindof

IN VAIN / KRAANERG
GEORG FRIEDRICH HAAS
IANNIS XENAKIS
SYLVAIN CAMBRELING
KLANGFORUM WIEN
14. Sept
Salzlager, Kokerei
Zollverein,
Essen
ruhr3.com/klangforum1

**21. Aug –
29. Sept**

Beauftragte und Staff der Förderer

#RT19

ruhrtriennale.de